

Frauen im Judentum

Adele Reinhartz

Wenn wir über die Frage nach der Rolle der Frauen im Judentum nachdenken, kommt uns meistens die Rolle der Frauen in der Synagoge oder in der jüdischen religiösen Praxis in den Sinn. Das ist nicht unangemessen, denn es ist der Bereich der Religion, wo sich die Rolle der Frauen in den vergangenen Jahrzehnten am stärksten verändert hat und der für viele von uns, die tief in das jüdische Gemeindeleben involviert sind, noch immer eine Herausforderung darstellt.

Doch es ist wichtig zu verstehen, dass „Judentum“ sehr viel mehr ist als die Synagoge, die religiöse Praxis oder die Liturgie, und dass man diese Bezeichnung und das Wesen der jüdischen Identität ebenso wie die Erfahrung und die Rollen der Frauen im Judentum nicht in ihrer ganzen Tragweite versteht, wenn man diese Identität nur als „Religion“ betrachtet.

Das wurde mir in den ersten Wochen meines Grundstudiums an der Universität Toronto auf recht nachdrückliche Weise beigebracht. Ich stamme aus einer sehr engagierten, aber weltlichen jüdischen Familie und hatte beschlossen, dass es an der Zeit war, mehr über das Judentum als Religion zu lernen. Deshalb schrieb ich mich in einen Kurs ein, der die schlichte Bezeichnung „Einführung in das Judentum“ trug. Der Professor begann die allererste Sitzung damit, dass er seine Studenten nach der Definition des „Judentums“ fragte. Manche antworteten, ohne zu zögern: Das Judentum ist eine Religion, eine Rasse, eine Kultur. Doch jede Antwort warf unverzüglich ein Problem auf. Wenn das Judentum eine Religion ist, was tun wir dann mit den Tausenden von Juden und Jüdinnen, die nicht praktizieren, die AgnostikerInnen oder sogar AtheistInnen sind und sich dennoch weiterhin als jüdisch bezeichnen? Wenn das Judentum eine Rasse ist, als die es beispielsweise während des Nazi-Regimes betrachtet wurde, wie können wir dann die (zum Judentum konvertierten) „Wahljuden“ in diese Definition mit aufnehmen? Und wenn das Judentum eine Kultur ist, welche Kultur ist es dann? Juden kommen aus allen Gegenden der Welt und haben eine außerordentliche Vielfalt von Kulturen entwickelt, angefangen bei den Jiddisch sprechenden Erben des osteuropäischen Judentums und den Arabisch sprechenden Erben der Juden in Nordafrika und Arabien bis hin zu den Juden in Äthiopien, die Amharisch, aber auch Ge'ez und Tigrinya sprechen.

Unser Kurs kam zu der Schlussfolgerung, dass es nicht möglich sei, das „Judentum“ auf einen dieser Faktoren zu beschränken. Die Juden sind ein Volk, keine Religion, Rasse oder Kultur. Es gibt eine technische Minimaldefinition: Jüdisch zu sein bedeutet entweder, von einer jüdischen Mutter geboren oder dem Judentum im Rahmen eines formellen Konversionsprozesses beigetreten zu sein. Doch

jüdisch zu sein bedeutet auch, ein Identitätsgefühl zu haben, das Gefühl, dass man zu einem bestimmten Volk gehört, das bestimmte historische Wege beschritten hat, ob man nun in dieses Volk hineingeboren oder selbst diese Wege entlanggegangen ist.

Eine jüdische Frau zu sein bedeutet, dieser weltweiten und vielfältigen Gemeinschaft anzugehören. Das eigene Identitäts- und Zugehörigkeitsgefühl lässt sich auf unzählige Arten ausdrücken. Man kann gewisse „jüdische“ Werte anstreben, man kann sich stark für jüdische Geschichte einschließlich des Holocaust interessieren, man kann sich an jüdischen Gemeindeorganisationen, Singgruppen, formellen oder informellen Seminaren über Aspekte des Judentums, Bücherclubs oder Kochkursen beteiligen; man kann nach Israel reisen, Hebräisch oder Jiddisch lernen und sich in unzähligen anderen Aktivitäten engagieren, die alle die Identifikation mit dem Judentum sowohl fördern als auch widerspiegeln. Für viele jüdische Frauen einschließlich meiner selbst beinhaltet die Zugehörigkeit zum Judentum auch, sich auf lokaler Ebene aktiv an einer kleinen Anzahl einander überschneidender Bereiche zu beteiligen, die gemeinnützigen Zielen dienen und dem eigenen Leben Zufriedenheit, Freude und Reichtum geben.

Das Verständnis von der Rolle der Frauen im Judentum kann sich aber auch auf die Rolle der Frauen in der Synagoge beziehen. Hier müssen jedoch wiederum eine Reihe von Unterscheidungen getroffen werden.

Erstens ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass die jüdische Identität, das heißt die Auffassung von bzw. Einstellung zu der Rolle der Frauen und vielen anderen Fragen, die eine Person jeweils hat, nicht zwangsläufig in irgendeiner Weise an die Synagoge gebunden ist, die die betreffende Person besucht und an die sie ihre Beiträge zahlt. Ich selbst zum Beispiel besuche eine orthodoxe Synagoge und zahle dort auch regelmäßige Mitgliedsbeiträge, würde mich selbst aber nicht als orthodox bezeichnen. Und damit stehe ich bei weitem nicht allein da. Für Juden und Jüdinnen, die sich selbst als orthodox bezeichnen, wäre es zwar ungewöhnlich, nichtorthodoxe Synagogen zu besuchen, doch es kann in vielen kanadischen Städten durchaus geschehen, dass an einem beliebigen Schabbat die Mehrzahl der Besucher einer orthodoxen Synagoge sich selbst nicht als orthodox bezeichnet und auch in anderer Hinsicht nicht unbedingt einen orthodoxen Lebensstil pflegt.

Zweitens sollte man die Rolle der Frauen in der von Laien getragenen Synagogenleitung gesondert behandeln, wo sogar eine Mitgliedschaft im Vorstand möglich ist. Diese Form der Beteiligung steht den Frauen zunehmend offen und schließt auch höchste Führungsrollen wie die der Vorsitzenden ein. Komplizierter ist dagegen die Beteiligung der Frauen an den rituellen Aspekten des Gottesdiensts. Drittens muss man, wenn man die Rolle der Frauen in der Synagoge betrachtet, zwischen verschiedenen Gruppierungen oder Denominationen unterscheiden, da die Rolle der Frauen je nach Gruppierung sehr unterschiedlich sein kann. Selbst innerhalb dieser Strömungen finden sich zahlreiche Optionen, da es keine zentrale Autorität gibt, die unter den einzelnen Gemeinden für Einheitlichkeit sorgt.

In den Synagogengottesdiensten kann sich der Grad der Beteiligung der Frauen von einem Teil des Gottesdienstes zum nächsten unterscheiden. In den formellen Synagogen wird der Gottesdienst von einem Rabbiner geleitet. Es steht dem Rabbiner aber frei, einen oder mehrere Teile des Gottesdienstes zu leiten; er oder sie kann ein Gebet sprechen oder während des Gottesdienstes oder auch danach einen Kurs oder Studienkreis leiten. Es ist jedoch wichtig, darauf hinzuweisen, dass die Anwesenheit eines Rabbiners keine wesentliche Voraussetzung dafür ist, dass ein vollständiger Gottesdienst stattfinden kann. Anders als beispielsweise in der katholischen Kirche gibt es, unabhängig davon, ob es sich um einen gewöhnlichen Schabbat oder um einen bestimmten Festtag handelt, keine spezielle liturgische Funktion, die von einem Rabbiner ausgeführt werden muss. Der Gottesdienst kann ganz von Laien gehalten werden, solange sie das erforderliche Wissen besitzen.

Die Hauptbestandteile des Schabbatmorgen-Gottesdienstes, der der Höhepunkt des wöchentlichen liturgischen Kalenders ist, sind das Singen der Liturgie, das Lesen des Wochenabschnitts aus der Tora (Pentateuch; die Fünf Bücher des Mose) und das Singen der Haftara, einer ergänzenden Lesung aus der prophetischen Literatur, die auf die Toralesung folgt. Vor und nach dem „Toradienst“ (Lesung aus Tora und Haftara) wird die Torarolle durch den Raum getragen, sodass die Anwesenden sie berühren oder küssen können. Es gibt auch „Ehren“, die darin bestehen, vor und nach jedem Abschnitt der Toralesung sowie vor und nach der Haftara Segenstexte zu sprechen. In den meisten Fällen wird die Person, die die Ehre hat, den Segen vor und nach der Toralesung zu sprechen, den Abschnitt aus der Tora nicht selbst vortragen, da hierzu ein beträchtliches Wissen erforderlich ist, über das viele Gemeindeglieder nicht verfügen. Im Gegensatz dazu wird die Person, die die Haftara singt, auch die „Ehre“ haben, den Segen davor und danach zu sprechen.

Am strengsten wird die Beteiligung von Frauen innerhalb der orthodoxen Gemeinden gehandhabt, wobei auch hier die Handhabung von einem fast vollständigen Ausschluss bis hin zu einer innerhalb gewisser Grenzen möglichst großen Miteinbeziehung der Frauen reicht. In orthodoxen Gemeinden sitzen Männer und Frauen in verschiedenen Bereichen. Oft werden sie durch einen Vorhang oder eine andere Barriere getrennt, und oft muss diese Barriere so hoch sein, dass zwischen den beiden Gruppen kein Blickkontakt besteht. Diese Trennung dient dem Zweck,

Die Autorin

*Adele Reinhartz, Dr. theol., ist stellvertretende Vizepräsidentin für Forschung an der Universität Ottawa, Kanada, und Professorin am Institut für Altertums- und Religionswissenschaft an derselben Universität. Zu ihren Forschungsgebieten gehören die Geschichte und Literatur des frühen Judentums und Christentums, jüdisch-christliche Beziehungen und die Berührungspunkte von Bibel und Film. Veröffentlichungen u.a.: *Scripture on the Silver Screen* (Westminster 2003); *Corpus Christi. Christusdarstellungen in der Fotografie* (hg. zus. mit N. N. Perez, Hamburg 2003); *Freundschaft mit dem geliebten Jünger. Eine jüdische Lektüre des Johannesevangeliums* (Zürich 2005); *Jesus of Hollywood* (Oxford 2006). Anschrift: Département d'Études anciennes et de Sciences des religions, Tabaret Hall, Room 246B, 550 Cumberland, Ottawa ON K1N 6N5, Kanada.
E-Mail: Adele.Reinhartz@uottawa.ca.*

Ablenkung möglichst zu vermeiden. Die Gottesdienste werden von der Männerseite aus gehalten, und auch die Tora wird auf dieser Seite gelesen. In manchen Gemeinden einschließlich meiner eigenen wird die Tora nah am Frauenbereich vorbeigetragen, so dass auch die Frauen sie vor und nach dem Toradienst küssen und berühren können. Von einer aktiven Beteiligung am Gottesdienst ausgeschlossen zu sein ist für viele Frauen und auch für mich eine problematische Angelegenheit, doch fairerweise muss gesagt werden, dass viele orthodoxe Frauen mit dieser Situation nicht unzufrieden sind; sie sitzen gerne während des Gottesdiensts mit anderen Frauen zusammen und nutzen die Gelegenheit nicht nur zum Gebet, sondern auch zum Nachdenken und Ausruhen von den Belastungen des Alltags.

Während die geringe Beteiligung der Frauen innerhalb des orthodoxen Gottesdienstes in den meisten Gemeinden stabil geblieben ist, gibt es doch Anzeichen für Veränderung, die auch die Auswirkungen des Feminismus erkennen lassen. Ein Bereich, in dem dies deutlich wird, ist die jüdische Bildung. Mehr und mehr Institutionen bieten als Reaktion auf die diesbezügliche Nachfrage von Seiten der Frauen Unterricht in den traditionell männlichen Bereichen des jüdischen Gesetzes und der rabbinischen Literatur (Mischna und Talmud, den grundlegenden jüdischen Gesetzestexten) an. Und in einer kleinen Zahl von Synagogen namentlich in Jerusalem, aber auch andernorts, gibt es orthodoxe Gemeinden, die sich, soweit dies innerhalb eines orthodoxen Rahmens möglich ist, der Beteiligung von Frauen öffnen. Ein bemerkenswertes Beispiel ist die Gemeinde Shirah Hadashah („Neues Lied“) in Jerusalem. Männer und Frauen sitzen getrennt, und der Vorhang zwischen ihnen ist recht hoch angebracht. Doch die Frauen erhalten Tora-Ehren, singen die Haftara und leiten bestimmte Teile des Gottesdiensts. Das ist für orthodoxe Verhältnisse ein revolutionärer Meilenstein und ein Vorbild für andere, die sich mit der Rolle der Frauen befassen, aber innerhalb des orthodoxen Rahmens bleiben wollen.

In Nordamerika, Israel und nach und nach auch in anderen Teilen der Welt ist die konservative Bewegung („Masorti“ in Israel) im Hinblick auf den jüdischen Gottesdienst eine wichtige Kraft geworden. Wie die Orthodoxie akzeptiert die konservative Bewegung die Bedeutung des jüdischen Gesetzes als einer göttlichen Ordnung der Lebensweise, vertritt jedoch ausdrücklich die Ansicht, dass die Halacha dynamisch ist und damit innerhalb gewisser genau definierter Kriterien verändert werden kann. Viele sehen in der Aufhebung der nach Geschlechtern getrennten Sitzordnung den Hauptunterschied zwischen dem orthodoxen und dem konservativen Judentum, doch in Wirklichkeit gehen die Unterschiede sehr viel tiefer.

Die konservative Bewegung in ihrer Gesamtheit ordiniert seit etwa 30 Jahren auch Frauen, und häufig werden die Rabbiner und Rabbinerinnen an den Seminaren der konservativen Bewegung von Frauen ausgebildet. In Kanada gibt es bisher nur wenige Rabbinerinnen, denn Kanada neigt dazu, in solchen Veränderungsprozessen hinter den USA herzuhinken. Doch es sind immerhin ein paar,

und ihre Zahl wird wachsen. Viele Synagogen haben in den letzten zehn oder zwanzig Jahren Neuerungen eingeführt, um den Frauen die Gelegenheit zu bieten, sich am Gottesdienst zu beteiligen. Diese Neuerungen reichen von Tora-Ehren für Frauen bis hin zu der Möglichkeit, dass Tora und Haftara von Frauen gesungen werden. In einigen wenigen Synagogen wie der Beth Jacob Synagoge in Hamilton, der ich und meine Familie viele Jahre lang angehört haben, besteht völlige Gleichberechtigung.

Im Reformjudentum werden die Frauen schon lange zu Rabbinerinnen ausgebildet und voll an den Synagogengottesdiensten beteiligt. Das Reformjudentum hält nicht streng an der traditionellen Halacha fest und hat diese anfänglich sogar in vielen Aspekten - etwa den Ernährungsvorschriften und vielen der Gesetze, die Aktivitäten am Schabbat wie Autofahren und Arbeiten einschränken - abgelehnt. Doch in den letzten Jahren haben viele Reformrabbiner traditionellere Verhaltensweisen angenommen, und dies macht sich zuweilen auch in den Synagogen bemerkbar. Ähnlich ist die Situation auch im Hinblick auf den Rekonstruktionismus, der ursprünglich ein Ableger des konservativen Judentums war, inzwischen jedoch in mehreren Bereichen eigene Wege geht. Wie im Reformjudentum werden die Frauen seit vielen Jahrzehnten als ordinierte Rabbinerinnen und Leiterinnen in allen gottesdienstlichen Bereichen voll beteiligt.

Zuletzt wenden wir uns dem Chavura-Judentum zu. Der Begriff „Chavura“ (Plural: Chavurot) bezeichnet einfach eine Gruppe, und zwar in der Regel eine Gruppe, die kleiner und weniger formell ist als eine Gemeinde. So gibt es auch innerhalb mancher Synagogen verschiedene Chavurot, das heißt Gruppen von Gemeindemitgliedern, die sich regelmäßig zu Gottesdiensten, Studienkreisen oder Diskussionsrunden treffen. Andere Chavurot sind keiner Institution angeschlossen und bestehen aus Personen, die sich wöchentlich, alle zwei Wochen, monatlich oder seltener aus einer Reihe von Gründen treffen, die mit dem jüdischen Kult, jüdischen Ideen oder dem jüdischen Leben ganz allgemein zu tun haben. In Nordamerika gibt es einen losen Zusammenschluss von Chavurot, das *National Havurah Committee*, das jährlich ein von mehreren hundert Erwachsenen und Kindern besuchtes Sommerinstitut veranstaltet. Das Institut bietet reiche Gelegenheiten zu Studium, Gottesdienst und Unterhaltung in einer offenen, gleichberechtigten und vielfältigen Umgebung. Es hat das Leben vieler Juden und Jüdinnen geprägt, die sich ansonsten keiner Gemeinde zugehörig fühlen, zieht jedoch auch Mitglieder und Rabbiner und andere Führungspersönlichkeiten des konservativen, des Reform- und des rekonstruktionistischen Judentums an. Das Institut und die Chavura-Bewegung ganz allgemein hat in unserem Leben und im Leben unserer Kinder eine wichtige und einflussreiche Rolle gespielt.

Die vielfältigen Formen des religiösen Judentums und der größere Komplex „Judentum“, auf den sich jeder Jude und jede Jüdin als Grundlage seiner bzw. ihrer eigenen jüdischen Identität beruft, machen es sehr schwierig, eine einfache und gradlinige Antwort auf die Frage zu geben, was es für mich bedeutet, innerhalb meiner Tradition eine Frau zu sein.

Die erste Erfahrung, die mir in der religiösen Sphäre Zufriedenheit vermittelt hat, war wohl die Chance, das Singen der Haftara und der Tora sowie die professionelle und sachkundige Leitung von Gottesdiensten zu erlernen. Das war ein langer Prozess, der 1979 während meines Graduiertenstudiums in Jerusalem begann. Zu dieser Zeit besuchte ich zum ersten Mal in meinem Leben die Synagoge und erlebte den Rhythmus des jüdischen Lebens und insbesondere des Schabbats. Die Synagoge, die ich besuchte, war eine rekonstruktionistische Gemeinde, die ich gerade deshalb ausgesucht hatte, weil Männer und Frauen hier vollkommen gleichberechtigt waren. Einer der Führer dieser Gemeinde leitete ein Seminar bei sich zu Hause, wo Frauen das Lesen der Haftara erlernen konnten, und dort habe auch ich diese Qualifikation erworben. Das Lesen der Tora erlernte ich später von meinem Mann, der dies professionell betrieb, und er brachte mir auch bei, wie man Gottesdienste leitet. Ich hatte viele Gelegenheiten, diese Qualifikationen sinnvoll einzusetzen. Die Fähigkeit, diese Funktionen auszuüben, gibt einem das Gefühl, dass man die Tradition beherrscht, und sie gibt einem die Möglichkeit, vor allem in kleineren Gruppen, wo vielleicht nur wenige Mitglieder über diese Qualifikationen verfügen, einen Beitrag zu leisten. Damit verbunden ist die Notwendigkeit, die eigenen Töchter so zu erziehen, dass sie verstehen, wie wichtig die Beteiligung ist, und ihnen Gelegenheit zu geben, dieselben Qualifikationen zu erwerben - und die Notwendigkeit, Söhne großzuziehen, die die Ausbildung und Beteiligung von Frauen schätzen und innerhalb der verschiedenen jüdischen Kontexte, in die sie involviert sind, alles tun, um sie zu ermöglichen.

Ein anderer Bereich, der mir Zufriedenheit gab, war meine Beteiligung in einer kleinen, aber aktiven Chavura in Hamilton, Ontario, wo wir 18 Jahre lang gelebt haben. Diese Chavura traf sich monatlich in der Kapelle eines jüdischen Seniorenheims, und die Heimbewohner waren immer eingeladen, an unseren Treffen teilzunehmen. Einige von ihnen nahmen diese Einladung regelmäßig an, und in unserer Chavura empfangen einige ältere Frauen zum ersten Mal in ihrem Leben Tora-Ehren. Das war nicht nur für sie, sondern auch für uns eine äußerst bewegende und freudige Erfahrung.

In meiner gegenwärtigen Situation steht für mich die Frage im Mittelpunkt, ob es möglich ist, die Orthodoxie bis zu einem Punkt weiterzuentwickeln, da Frauen in bedeutenderem Umfang in den Gottesdienst miteinbezogen werden. In anderen Bewegungen herrscht entweder bereits volle Gleichberechtigung oder man ist auf dem Weg dorthin. In der Orthodoxie ist jedoch noch viel zu tun. Die Entwicklung von Gruppen wie Shirah Hadashah ist ein Schritt in die richtige Richtung, doch selbst hier sind die Möglichkeiten der Frauen noch begrenzt. Sie können auch nicht als orthodoxe Rabbinerinnen ordiniert werden, obwohl von einigen mutigen Männern und Frauen auch in diese Richtung bereits Schritte unternommen worden sind.

Jemand, der der jüdischen Gemeinschaft als Außenseiter gegenübersteht, wundert sich vielleicht darüber, dass jemand, der sich für Feminismus und Gleichberechtigung einsetzt, eine orthodoxe Synagoge besucht oder Veränderungen inner-

halb der Orthodoxie anstrebt. Wenn es innerhalb des Judentums so viele Optionen für eine volle und uneingeschränkte Beteiligung von Frauen gibt, warum sollte man sich dann nicht einfach diesen anderen Möglichkeiten zuwenden? Das ist natürlich ein gangbarer Weg, für den sich viele Frauen entscheiden und dem auch ich viele Jahre lang gefolgt bin.

Das Problem hat jedoch etwas mit der Tatsache zu tun, dass die Rolle der Frauen kein Thema ist, das man isoliert von den anderen Aspekten des jüdischen Lebens betrachten könnte. Ein anderer wichtiger Faktor hat mit Gemeinschaft und Lebensstil und insbesondere mit der Frage nach der Heiligung des Schabbats zu tun. Die traditionelle Heiligung des Schabbats geschieht nicht nur durch den Gottesdienst in der Synagoge, sondern auch durch rituelle Mahlzeiten und den Verzicht auf Arbeit, Autofahren, Schreiben, Kochen und andere Aktivitäten, denen wir unter der Woche nachgehen. Praktisch gesprochen bedeutet die Heiligung des Schabbats auch eine gelebte Nähe zur Synagoge und zu den anderen Menschen, die einen ähnlichen Lebensstil pflegen. Innerhalb einer solchen Gemeinschaft zu leben, ist vom sozialen Standpunkt aus betrachtet einfach wunderbar und macht den Schabbat wirklich zu einem Tag, der sich vom Rest der Woche unterscheidet.

Das Problem liegt in der Tatsache, dass der Schabbat in vielen Gegenden Nordamerikas von vielen Menschen außerhalb der orthodoxen Gemeinschaft nicht gehalten wird. Ausnahmen gibt es in einigen größeren amerikanischen Städten wie New York, Boston, Washington und Philadelphia, doch außerhalb dieser Gegenden sind sie selten. In einer konservativen, reformjüdischen oder rekonstruktionistischen Synagoge den Schabbat zu halten kann einem ein Gefühl der Isolation vermitteln, sobald man nach dem Gottesdienst das Synagogengebäude verlässt.

Infolge des erwähnten Konflikts zwischen dem feministischen und dem orthodoxen Lebensstil schließen diese beiden Möglichkeiten sich häufig gegenseitig aus. Deshalb ist man nicht selten in der unangenehmen und unglücklichen Situation, sich zwischen einer Gemeinde, in der Frauen die gleichen Chancen haben, und einer Gemeinde, in der es noch weitere Familien gibt, die den Schabbat halten, entscheiden zu müssen. Und wenn man seine Wahl zugunsten der Schabbatgemeinschaft trifft, muss man fast immer auf die Chancengleichheit für Frauen verzichten, und das kann sehr schwer sein.

Die feministische Theorie und der Austausch mit feministischen Theologinnen, Kritikerinnen und Theoretikerinnen innerhalb und außerhalb meines Fachgebiets der Bibelstudien waren für mich nicht nur in meiner akademischen Arbeit, sondern auch in meiner persönlichen Entwicklung eine große Hilfe. Dank dieser Kontakte habe ich meine eigenen Prämissen in Frage stellen können; sie haben mich in meinem eigenen Engagement ermutigt und mir in den Kämpfen, die wir gemeinsam ausfechten, Unterstützung und ein Gefühl der Gemeinschaft gegeben. Die feministische Theorie an sich hat meiner Ansicht nach weniger Auswirkungen auf das Judentum als die feministische Praxis und die feministische Bewegung als Ganzes. So wie die Frauen sich für bessere Chancen im weltlichen

Bereich, in Bildung und Beruf bemüht und diese auch durchgesetzt haben, haben sich die jüdischen Frauen um eine weiterreichende Beteiligung am religiösen Leben bemüht. Die Wirkung zeigt sich nicht nur in der Tatsache, dass die meisten jüdischen Bewegungen inzwischen weibliche Rabbiner ordinieren, sondern auch in der allen Bewegungen gemeinsamen Entwicklung hin zu einer besseren jüdischen Erziehung für Mädchen.

Als jüdische Mutter bin ich optimistisch, was die Chancen betrifft, die meine Töchter und auch meine Söhne innerhalb der vielfältigen jüdischen Kontexte haben werden, mit denen sie im Lauf ihres Lebens vielleicht in Berührung kommen. Mögen unsere und ihre Bemühungen und die Bemühungen aller Frauen und Männer weiterhin zu unser aller Nutzen fruchtbringend sein.

Aus dem Englischen übersetzt von Gabriele Stein

„Haus der Erneuerung“ – ein neues Judentum

Ein Interview mit Rabbi Elisa Klapheck

Seit Mai 2005 ist Elisa Klapheck Rabbinerin im Beit Ha'Chidush in Amsterdam. Die Bezeichnung Beit Ha'Chidush / „Haus der Erneuerung“ weist programmatisch auf eine noch junge jüdische Gemeinde, die sich im Kontext einer Erneuerungsbewegung im gegenwärtigen Judentum situiert und auf dem Boden der bestehenden eigenen Tradition neue Wege und Horizonte abtastet. Dabei sind beide Pole wichtig. Angeknüpft wird an die Tradition, genauer an die Vielfalt der jüdischen Traditionen in der Orthodoxie wie auch in der jüdischen Mystik (Chasidismus, Kabbala), an die ethischen Konzepte des Reformjudentums, der Haskala (der jüdischen Aufklärung) wie auch an die Richtung des *reconstructionism*¹, und es geht darum, diesen Traditionen eine Bedeutung im gelebten Leben zu geben. Gleichzeitig wird eine große Offenheit gegenüber neuen Entwicklungen betont, insbesondere auch gegenüber der Vielfalt der Lebensformen von Männern und Frauen, die als gleichberechtigt anzuerkennen sind.

Elisa Klapheck hat ihre Rabbinats-Ausbildung im Fernstudium bei *Aleph*, der *Alliance for Jewish Renewal*, erworben.² Deren Konzept ist es, in einem „Seminar ohne Grenzen“ Menschen mit judaistischer Vorbildung aus einer Mischung von Anwesenheitszeiten, Fernstudium, gemeinsam geschalteten Telefonkonferenzen, aber auch individuellen Kursen und vor allem jüdischen Aktivitäten und Eigen-